

Die Schweizer bei den Indianern

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schatzkästlein : Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): - **(1920)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-989059>

Nutzungsbedingungen

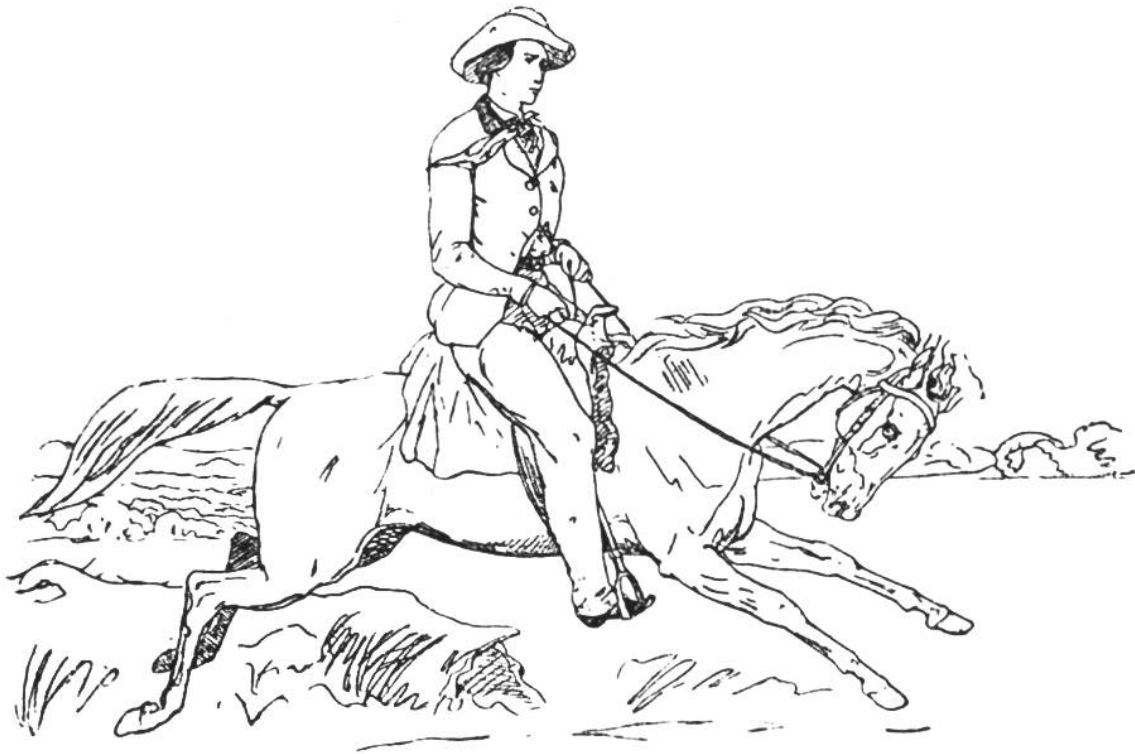
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



EIN SCHWEIZER BEI DEN INDIANERN.

Am 12. Oktober 1492 entdeckte Kolumbus Amerika. Fürwahr ein Unglückstag für die Indianer! Bis dahin waren sie unbestrittene Besitzer des riesigen Erdteiles, kampf- und siegesfrohe Jäger gewesen. Den neuen Eindringlingen vermochten sie nicht standzuhalten. In über 40 grossen Kriegen wurde ihr Widerstand gebrochen. Die einstigen Herren Nordamerikas mussten ihre alten Jagdgründe verlassen; auch die ihnen zugewiesenen Siedlungsgebiete konnten sie gewöhnlich nicht lange bewohnen. Sogar Indianer, die blühende Dörfer angelegt hatten und friedliches Handwerk betrieben, mussten neuerdings der vordringenden „Kultur“ weichen.

Noch im Jahre 1850 zählte man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 400,764 Indianer, im Jahre 1900 waren es nur noch 237,196. Erst in letzter Zeit ist das Gewissen der Eroberer erwacht, und jetzt ist die nordamerikanische Regierung bestrebt, auch diese unterdrückte Nation vor dem Untergange zu retten.

Die Zeiten ändern sich. Die Indianer sind ruhige, nützliche Staatsbürger geworden. Nur noch als nordameri-



Indianertypus.

kanische Untertanen ziehen sie ins Feld. Zuletzt kamen sie nach Europa auf den Kriegspfad; da sollen sie sich als gewandte Kundschafter ausgezeichnet haben. Die einst unerschöpfliche Jagdbeute, die vielen Millionen Büffel, sind bis auf einige Hundert sinnlos ausgerottet worden. Die



Herantsamädchen.

wenigen Nachkommen haben im amerikanischen Nationalpark und in zoologischen Gärten Schutzstätten gefunden. Der vor einigen Jahren verstorbene Buffalo Bill hat allein viele tausend Büffel erlegt.

Als sich der Berner Maler Friedrich Kurz in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bei den nordamerikanischen Indianern aufhielt, war noch die letzte günstige Zeit, um ihr ursprüngliches Leben zu studieren. Aber schon damals hatten sie sich in vielem von den Weissen beeinflussen lassen.

Kurz wurde im Jahre 1818 in Bern geboren. Als Knabe las er mit Vorliebe Erzählungen, die von dem Leben der Indianer handelten. Er begeisterte sich so dafür, dass in ihm der Wunsch erwachte, Maler zu werden, um die Indianer und ihr Leben getreu nach Natur im Bilde wiederzugeben. Selbst das eigene, schöne Vaterland stellte er sich am liebsten in seinem Urzustande vor, bewohnt von freien, kräftigen Hirten und Jägern, welche dem Höhlen-



Omahawkrieger.



Indianer-
Schönheit.

bär, Urochs, Hirsch und Wisent nachstellten. Die Eltern waren mit dem Plane des Sohnes nicht einverstanden. Erst nach langem Widerstreben gestatteten sie ihm, Maler zu werden. Als sich Kurz nach 12jährigem Studium in Bern und Paris genügend vorbereitet glaubte, um seinen Plan auszuführen, verreiste er Ende des Jahres 1845 nach New Orleans. In St. Joseph trat er zum ersten Male in nähern Verkehr mit den Indianern, die dort unter den Weissen lebten. Später fuhr er mit dem Schiff den Mississippi und Missouri hinauf, um die Indianer in ihrem ursprünglichen Leben,

in Krieg und Jagd, kennen zu lernen und das Wild in Urwald und Prärie zu studieren. Grosse Pelzhandelsgesellschaften unterhielten damals befestigte Niederlassungen in den indianischen Gebieten. Die Indianer tauschten in diesen sogenannten „Forts“ allerlei Waren gegen Büffel- und Biberfelle ein. Als Tauschmittel schätzten sie besonders Gewehre, Munition, Messer, Tücher, Glasperlen, Kaffee, Zucker und Mais. Kurz trat als Angestellter in den Forts Berthold, Pierre, Joseph und Union mit Angehörigen der verschiedensten Stämme in persönliche Beziehung. Nach sechsjährigem Aufenthalt in Amerika kehrte er im 2. September 1852 nach Bern zurück, um seinen grossen Plan, die Darstellung des Indianerlebens in einer Gemäldegalerie, auszuführen. Er konnte aber keinen Verleger finden und widmete sich deshalb bis zu seinem 1871 erfolgten Tode dem Berufe eines Zeichenlehrers an der Kantonsschule in Bern.

In einem ausführlichen Tagebuch erzählt Kurz seine Erlebnisse. Er berichtet von den Sitten, den Jagden und Kämpfen der Indianer und





flicht auch eigene, spannende Jagderlebnisse ein. Um Raum zur Wiedergabe möglichst vieler Originalbilder des Künstlers zu erübrigen, lassen wir nachstehend nur einige kurzgefasste Auszüge aus dem Tagebuche folgen. Sie gewähren interessante Einblicke in das Indianerleben in der Mitte des vergange-



Wie die Indianerinnen ihre Kinder tragen.

nen Jahrhunderts. — (Das Tagebuch wurde im Jahre 1890 von Professor Dr. Emil Kurz in Bern veröffentlicht. Die hier reproduzierten Bilder haben wir mit gütiger Bewilligung der Direktion des Bernischen Kunstmuseums und der Direktion des Historischen Museums in Bern wiedergegeben.)

Einige Merkmale. Alle Indianer haben kohlschwarzes, schlichtes Haar, mehr oder weniger dunkle, kupferfarbige Haut, dunkelbraune, ausdrucksvolle Augen, kleine Hände und Füße, ziemlich starke Backenknochen.



Herantsa-Indianer mit Fellbooten.
(Weidengeflecht mit Büffelhart bespannt.)

Erst nach längerer Beobachtung lernt man das Charakteristische in der Gesichtsbildung und Tracht der verschiedenen Stämme erkennen. Die Indianer lassen höchst selten den Bart wachsen. Sie zupfen die wenigen Körperhaare sorgfältig aus. Beim Gehen stehen die Fußspitzen der Indianer geradeaus, nicht seitwärts; indianische Fuss-



Kurz und sein Begleiter Bellangé auf der Reise vom Fort Berthold zum Fort Union.

tapfen sind dadurch leicht von denen der Weissen zu unterscheiden. Wer viel durch hohes Gras und schmale Tierpfade laufen muss wird den Vorteil dieser Stellung der Füße leicht begreifen.

Reinlichkeit. Alle Indianer, welche längs Flüssen oder Seen wohnen, sind sehr reinlich. Sie sind leidenschaftliche Schwimmer, sowohl Männer wie Frauen und Kinder. Die Herantsa und Ricaras baden sich täglich eher zweimal als gar nicht. Selbst während der Influenza führten sie die von Husten und Fieber schwachen Kranken ins Wasser. Den Indianern der Prärien fehlt die Gelegenheit zum Baden. Sie sind deshalb nicht so reinlich, aber man könnte ihnen nicht vorwerfen, dass sie schmutzig sind. Unsauberkeit passt schon nicht zu ihrer Vorliebe für Putz und zu ihrer Gefallsucht.

Die einstigen Trapper. Die berühmten Trapper und Fallensteller, von denen die alten Indianergeschichten so viel zu erzählen wussten, sind fast alle ausgestorben. Im ganzen Gebiete der Blackfeet, Crows, Sioux, Herantsa, Ricaras, Dacotas gibt es keine solchen Jäger mehr. Biberfelle waren ihr Haupterwerb gewesen. Als aber Biberfelle in Europa ausser Mode kamen, lohnte sich die Jagd nicht mehr. Die andern Felle wie Hermelin, Fuchs, Moschus-



Hüter im Pferdelager.

ratte, Otter und Schneehase sind zu selten, als dass ein Jäger daraus seinen Lebensunterhalt verdienen könnte.

Falsche Beurteilung. Es ist ungerecht, dass in fast allen Erzählungen die Indianer, die ursprünglichen Besitzer des Landes, die ihr Eigentum verteidigen, als Räuber und Mörder dargestellt werden. Das Land ist mit genauen Grenzen unter die Stämme verteilt, sie verteidigen ihre Nahrung, ihre Existenz so gut sie können. Auch in christlichen Staaten darf der Landwirt auf den Frevler schiessen.

Charakter. Bei den Indianern kann man viel glücklicher, ruhiger und friedlicher leben, als in den sogenannten zivilisierten Staaten. Die Indianer fluchen und zanken nicht. Für das Fluchen fehlen ihnen selbst die Ausdrücke. Fallen z. B. bei ihrem Kugelspiel die geworfenen Stäbe fast gleich weit vom Ziel, so wird nicht gestritten. Die Zuschauer werden in aller Ruhe aufgefordert, als Schiedsrichter zu urteilen. Beschimpfungen kommen nicht vor; sie hätten sehr bedenkliche Folgen. Der Beschimpfte würde zur tödlichen Waffe greifen und Blutrache nicht ausbleiben. — Bei Versammlungen wird ruhig verhandelt; es wird keine Unterbrechung des Redners geduldet.



Halb europäisch gekleideter Siouxhäuptling im Gespräch mit einem Herantsakrieger.

Alter und Rechnen. Alte Indianer kennen selten ihr Alter. Sie sagen oft, sie seien gewiss über 100 Winter alt; denn sie können am besten nach dem fallenden Schnee rechnen. Geht es über 60 oder 70 Jahre hinaus, so bleiben sie meist mit dem Rechnen stecken.

Urteil der Indianer über die Weissen. Die Indianer haben im allgemeinen keine gute Meinung von den Weissen. Sie behaupten, sie betrügen und morden, nur um sich zu bereichern, sie könnten ohne die Indianer, die ihnen die Felle liefern, nicht leben. Die Pelzhändler sind nicht beliebt, sondern nur geduldet, weil sie notwendige Bedürfnisse austauschen. Von einem Händler fordert der Stamm, auf dessen Gebiet er lebt, auch Hilfe gegen feindliche Stämme. Er kann nicht begreifen, dass

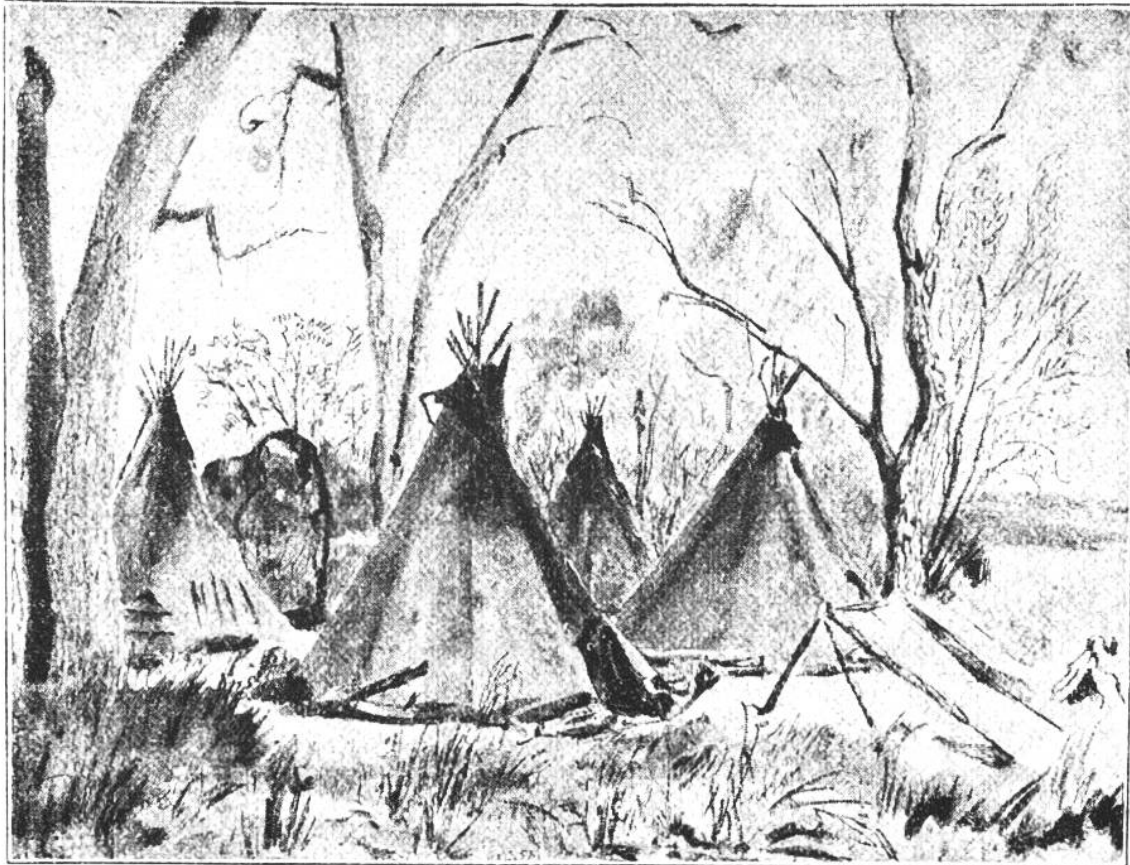


Omahaw-Indianer. Der Mantel des Häuptlings ist mit Bilderschrift bemalt.

die Pelzhandelsgesellschaft auch bei den Feinden einkauft und mit ihnen verkehrt.

Die Indianer haben meist keinen Begriff von der Grösse der weissen Bevölkerung, nicht einmal von der Macht der Vereinigten Staaten. Sie halten die Pelzhändler für arme Leute, die zu Hause ihren Unterhalt nicht finden. Kommt einmal ein Häuptling von einem Besuche aus den Vereinigten Staaten heim, so glaubt ihm niemand das Wunderbare, von dem er berichtet.

Malerei. Kurz malte das Bild des Vorstehers der Festung, Herrn Denniks. Es hing in dessen Arbeitszimmer. Wenn Indianer in den Raum traten, erkannten sie Herrn Denniks auf dem Bilde sofort; sie schritten auf ihn zu und boten ihm die Hand, und als das Bild sich nicht bewegte, waren sie ausserordentlich verwundert und legten die Hand auf den Mund, zum Zeichen ihres Staunens — — er war keine lebende Person und auch kein Spiegel, das konnten sie nicht begreifen. Auch den gemalten Hund erkannten sie sogleich. Sie konnten sich aber nie damit abfinden, dass man einem Hunde eine solche Ehre erweise.

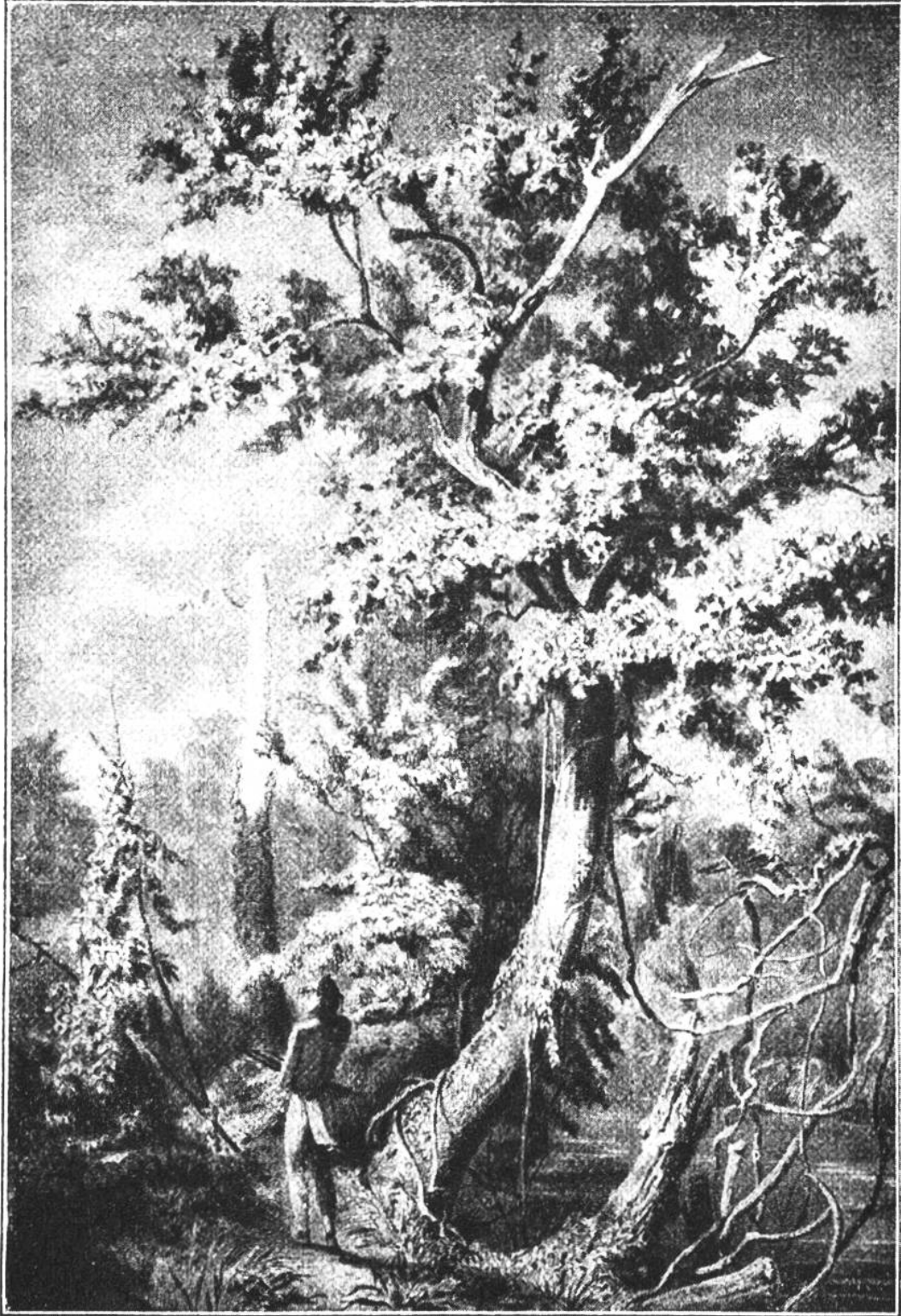


Indianerlager.

Die Indianer begreifen nicht, wie das Bild eines Menschen ähnlich gemalt werden könne; das gehe nicht mit rechten Dingen zu; da müssten wohl die Brillen helfen. Sie kamen auf diese Idee, weil niemand sonst als der Maler Kurz Brillen trug.

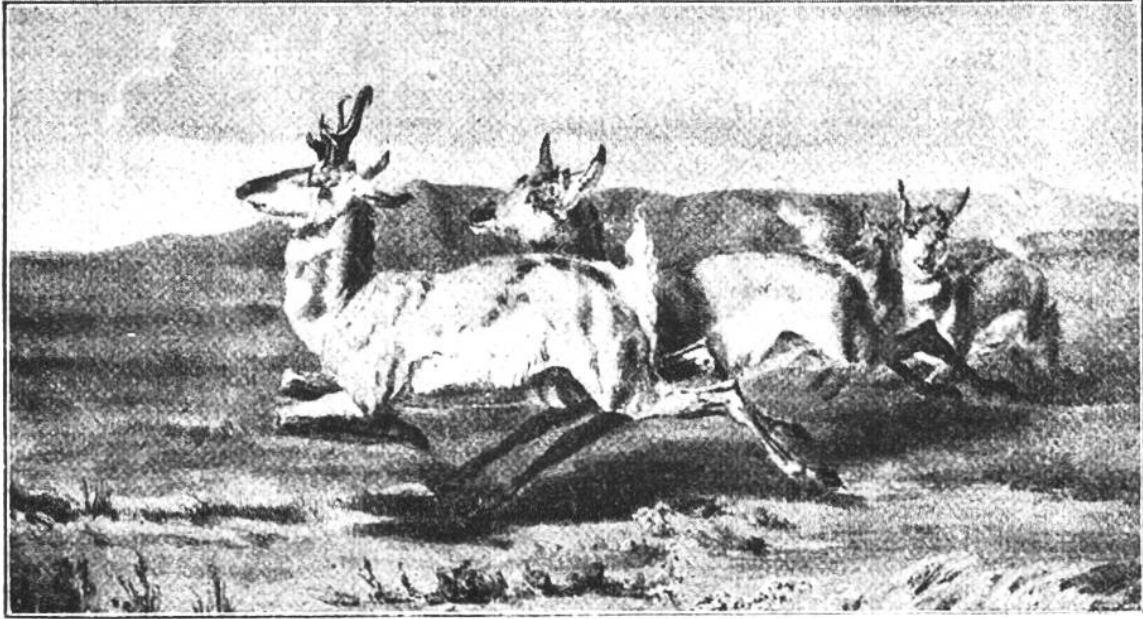
Aberglaube und Cholera. Die Indianer glauben an Geister, obschon noch keiner einen solchen gesehen hat. Sie sprechen und beraten sich aber mit ihnen. Nach ihrer Meinung gehen die Geister nicht auf dem Boden, sondern etwa zwei Fuss darüber.

Kurz hatte sehr viel unter dem Aberglauben der Indianer zu leiden. Sie behaupteten, der Maler sei schuld an der Cholera-Epidemie, die während seines Aufenthaltes ausbrach und verschiedene Stämme dezimierte. Zufälligerweise waren schon früher, als sich Forschungsreisende in der Gegend aufhielten und zeichneten, Krankheiten ausgebrochen. Die Indianer wurden in ihrem Glauben bestärkt, als gleich zu Anfang einige Personen starben, die Kurz porträtiert hatte.



Auf einsamen Pfaden.

Die Eingebornen behaupteten, da die Portraits so lebensähnlich seien, sei es nicht anders denkbar, als dass der Maler den Abgebildeten einen Teil ihres Lebens und ihrer

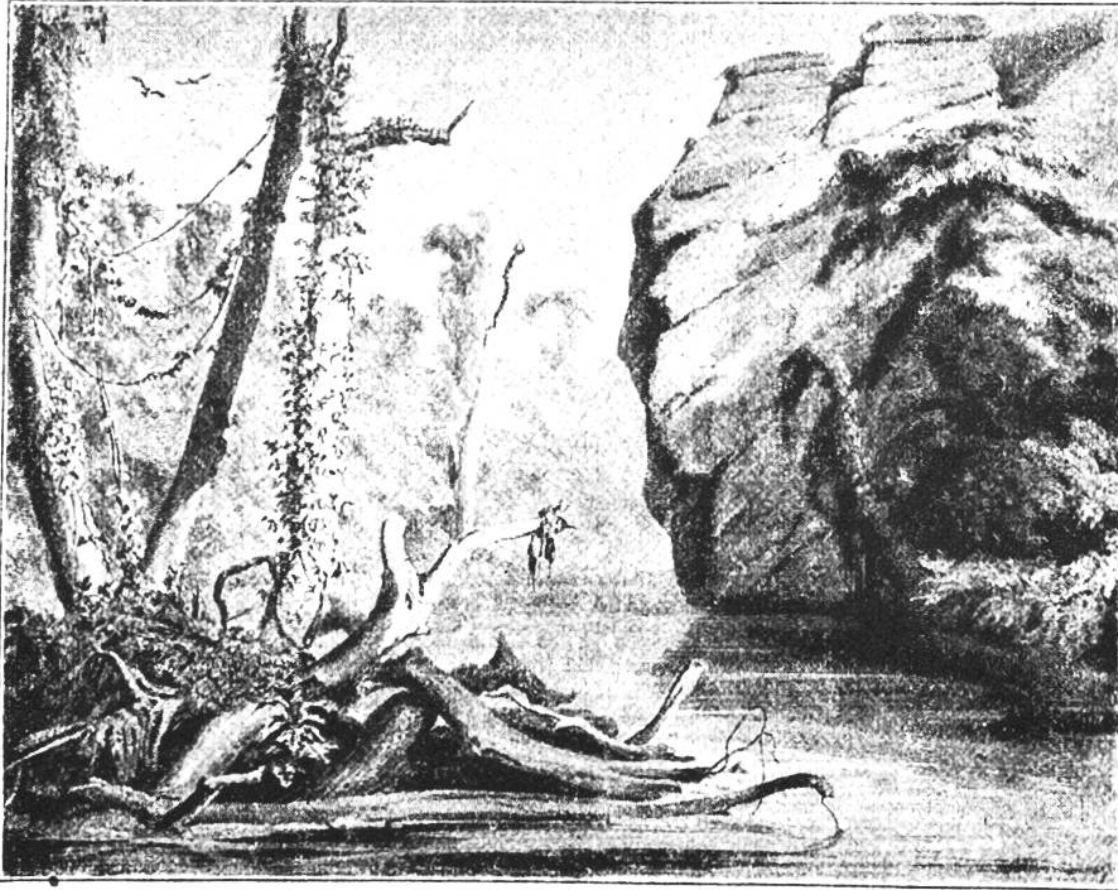


Flüchtende Gabelantilopen.

Seele wegnehme, um sie dem Bilde zu geben. — Das einzige Mittel, das die Indianer gegen die Cholera anwenden, sind Schwitzbäder. Vor den Hütten wird ein grosses Feuer angezündet, Steine darin glühend gemacht und dann in die dicht mit Fellen verschlossenen Hütten getragen. Auf die Steine wird Wasser gegossen, so dass sich starker Dampf bildet. Die Indianer kriechen nackt in die Hütten hinein.

B ü f f e l. Mit dem letzten Büffel verschwindet der letzte Wilde, mit dem letzten Wilden aber auch der letzte Trapper und Pelzhändler. Für eine Büffelhaut erhält der Indianer 60 Ladungen Pulver und Kugeln, für 6—10 Häute eine Flinte. Eine Pfeilspitze zu schleifen erfordert eine Arbeit von über drei Tagen. Der Pfeil hat den Vorteil, dass er beim Abschiessen keinen Lärm macht und mehrmals gebraucht werden kann. Über 150 Schritte erreicht er aber nicht mehr mit Gewissheit ein kleines Ziel.

Die Indianer errichten auch grosse Einzäunungen, in die sie Büffel herdenweise hineinlocken, um sie zu töten. Ein gewandter Jäger nähert sich, als Büffel verkleidet, der Herde. Er sucht die Aufmerksamkeit der Tiere auf sich zu lenken, schreit und brüllt, und ahmt mit grosser Geschicklichkeit das Gebaren der Büffel nach. Nähert sich die neugierige Herde, so zieht er sich langsam in die Umzäunung zurück.



Am obern Missouri.

Es bedarf grosser Kaltblütigkeit, um sich den Hufen und Hörnern der Tiere auszusetzen, und sich durch keine falsche Bewegung zu verraten. Ist die Herde dem Jäger bis in die Umzäunung gefolgt, so erheben in ihrem Rücken Indianer ein wildes Geschrei, um sie vollends hineinzutreiben, und schliessen dann die Tore. Von der Umzäunung hinunter werden die gefangenen Büffel mit Pfeilen, Kugeln und Lanzen erlegt.

Adlerjagd. Die Indianer geben sich viel Mühe, den Kriegsadler zu fangen; besonders seine Schwanzfedern sind sehr geschätzt; sie gelten als Auszeichnung für tapfere Kriegstaten. Geschossen wird der Adler höchst selten. Zwei Indianer graben in wilder Gegend eine Grube in die Erde, gross genug, um einen Menschen zu verbergen. Einer der Jäger legt sich hinein und wird mit Reisern so überdeckt, dass er noch sehen und atmen kann. Er muss auch mit Speise versorgt werden. Über die Reiser legt sein Begleiter

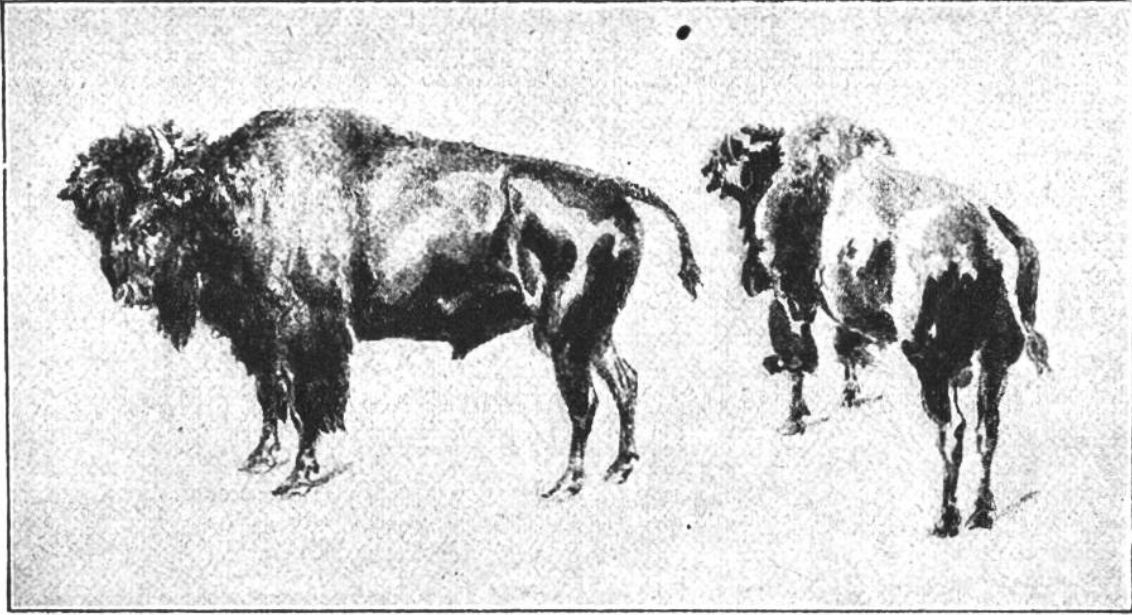


Abend am Mississippi.

einen toten Tierkörper und entfernt sich. Stürzt nun ein Adler auf die Beute herunter, so packt ihn der verborgene Jäger bei den Beinen, zieht diese rasch zwischen den Reisern herunter und sticht dem Tiere das Messer ins Herz. Wehe dem Jäger, wenn ihn der Adler mit Schnabel oder Krallen erreicht. Die Wunden sind scheusslich; in seinen spitzen Klauen besitzt dieser Vogel mehr Kraft als der Bär in seiner Tatze. Oft muss der Jäger mehrere Tage in dem Loch zubringen, und er ist froh, wenn er etwas ausrichtet und kein Bär statt des Adlers über ihn herfällt.

Vom Kriege. Der Kriegsgesang gleicht dem Wiehern des Pferdes. Bewegen die Indianer die rechte Hand vor dem Munde, um den Klang zu tremolieren, dann entsteht der fürchterliche Kriegsruf.

Wenn Vorposten den Feind entdecken, geben sie ihren Leuten folgendes Zeichen nach rückwärts: Sie galoppieren

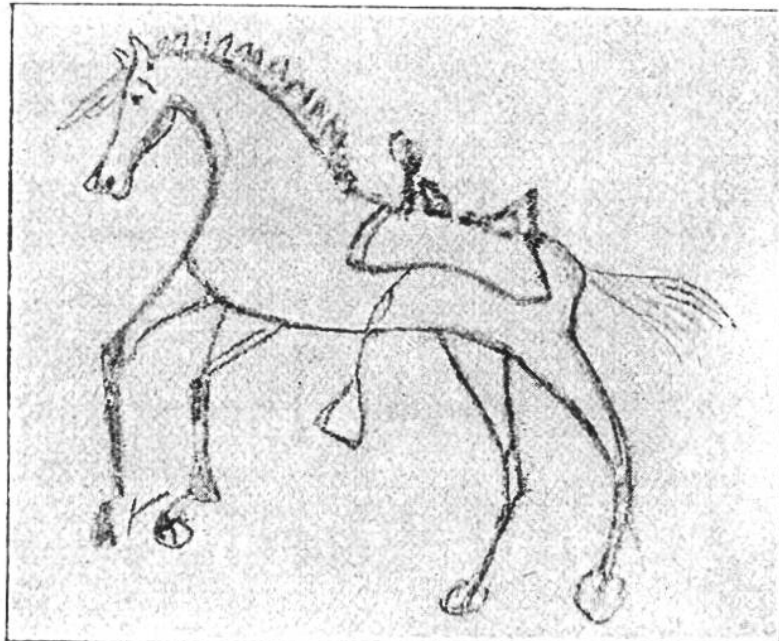


Büffel (Bisons).

auf und ab, kreuzen sich über die Linie. Entdecken sie Büffel, so gehen sie langsam auf und ab in gerader Linie und werfen oft Staub in die Luft.

Werden die Indianer auf der Prärie, wo sie sich nicht durch Flucht retten können, von einer in der Ferne erscheinenden Übermacht überrascht, so graben sie mit Messer und Händen Erde aus, um in den

entstandenen Löchern Deckung zu suchen. Die Angreifer wagen nicht, solche Verschanzungen im Sturm zu nehmen, da sie dabei zu viele Leute verlieren würden. Es gilt als grösster Schimpf, einen Verwundeten oder toten Krieger dem Feinde



Indianerzeichnung.

zu überlassen; deshalb ist bei einem indianischen Gefecht, wie einst im trojanischen Kriege, das grösste Gedränge und der hitzigste Kampf um die Gefallenen. Als Krieger sich auszuzeichnen ist des Indianers höchster Ruhm; dieses Ruhmes wegen kämpfen die verschiedenen Stämme seit so langer Zeit gegeneinander, die erste Veranlassung zum Streite kennen sie meist gar nicht mehr. Für jede Auszeichnung im Nahkampf darf der Krieger ein besonderes Abzeichen tragen. Sie zählt als Heldentat: „Coup“. Zum Beweis wird das Anrühren des überwältigten Gegners gefordert. Wenn keine Zeugen dabei sind, schneiden deshalb die Indianer dem erlegten Feinde die Kopfhaut, den „Skalp“, ab.

Durch Zufall einen Bekannten zu töten oder zu verwunden wird nicht entschuldigt, Es wird dafür die gleiche Strafe oder Sühne gefordert, wie wenn der Tod oder die Verwundung absichtlich geschehen wäre. Als Entschuldigung gilt bloss die Vermummung des Getroffenen, wenn er sich, zum Anlocken der Hirsche oder Antilopen, mit Tierfellen bedeckt hat.

Erforderliche Kenntnisse. Das Fortkommen in der Wildnis erfordert sehr viele verschiedenartige Kenntnisse; insbesondere Chemie, Arzneikunde, Sprachen, Ackerbau, Viehzucht, Handel, Jagd und alle möglichen Handwerke sollte man kennen. Mit einem Musikinstrument, für die Indianer muss es ein lärmendes sein, kann man sich und andern viel Vergnügen schaffen.

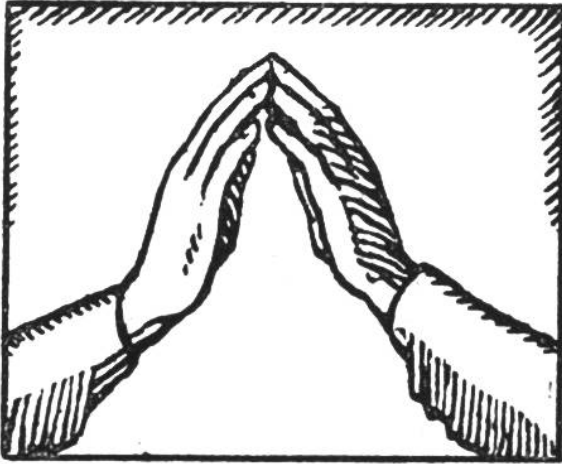
INDIANISCHE ZEICHENSPRACHE.

Der Berner Maler Kurz hat sich während seines Aufenthaltes bei den Indianern auch als Sprachforscher verdient gemacht. Er legte Wörterverzeichnisse verschiedener Indianersprachen an. Die meisten Stämme haben ihre eigene Sprache. Da Dolmetscher nicht häufig sind, wäre eine Verständigung unter Indianern verschiedener Stämme schwer, wenn sie nicht alle durch eine allgemein verbreitete, gut ausgebildete Zeichensprache sich zu helfen wüssten. Nachstehend lassen wir einige der von Kurz aufgeschriebenen Verständigungszeichen folgen. Es ist interessant, dass auch wir für mehrere Begriffe ganz die gleichen Zeichen gebrauchen. Auch wir nicken mit dem Kopf bei der Be-

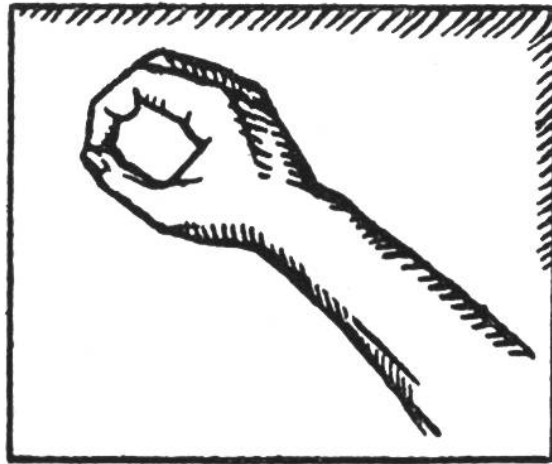
jahung und schütteln den Kopf, um zu verneinen. Kurz behauptet, die Augensprache sei im Grunde die internationalste; man könne sich bei den Indianern sofort damit verständlich machen. Auch in der Sprache der Zeichen wären aber die Leser des Pestalozzikalenders bald zu Hause. Man wird dazu geführt, an eine alte Verwandtschaft mit den Indianern zu glauben. Die Sprachforscher haben uns schon viele entfernte Verwandte nachgewiesen. Es gibt Worte, die ähnlich bei den Ureinwohnern aller Erdteile vorkommen. Ein sprachkundiger Professor erzählte dem Kalenderschreiber, eines der allerverbreitetsten sei „buss — buss — buss —“, der Ruf, mit dem wir die Katze locken.

BEISPIELE AUS DER ZEICHENSPRACHE DER INDIANER.

- | | |
|--|--|
| <p>1. Weib, Mädchen: Man streicht mit den Händen zu beiden Seiten des Kopfes herab, um das lange Haar anzudeuten.</p> <p>2. Mann, Indianer: Die Fäuste werden auf der Stirn voreinander gehalten zum Zeichen des Haarknäuels der Männer in der gewöhnlichen Tracht.</p> <p>3. Weisser Mann: Man bringt die Fäuste mit ausgestrecktem Daumen vor der Stirn gegeneinander und beschreibt eine Linie gegen die Ohren, was den Hut vorstellt.</p> <p>4. Freund, Kamerad: Man bringt beide Zeigefinger dicht nebeneinander horizontal nach vorn.</p> <p>5. Ich: Man schlägt sich mit der rechten Hand 1- oder 2mal auf die Brust.</p> | <p>6. Mein: Man drückt die rechte Hand gegen die Brust.</p> <p>7. Du: Man zeigt mit dem rechten Zeigefinger auf die Person.</p> <p>8. Dein: Mit der rechten Hand zeigt man auf die Person.</p> <p>9. Ich bin ein Krähen-Indianer: Das Zeichen wie ich, dann bewegt man die Arme seitlich auf- und abwärts wie Flügel.</p> <p>10. Sioux: Das Zeichen von Halsabschneiden.</p> <p>11. Zelt, Haus: Die Hände werden schief aufwärts gegeneinander gehalten.</p> <p>12. Berg: Die linke Faust hält man vor sich und streicht mit der rechten Hand darüber, einmal aufwärts und einmal abwärts.</p> |
|--|--|

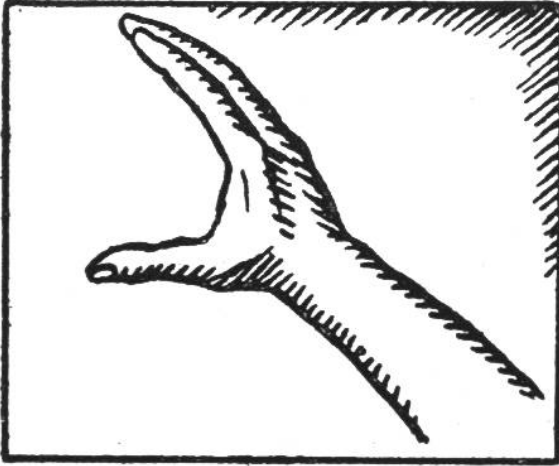


Zelt, Haus.



Sonne.

13. Fluss: Mit dem rechten Zeigefinger werden die Krümmungen eines Flusses beschrieben.
14. Sonne: Daumen und Zeigefinger der Rechten werden so gebogen, dass sie einen Kreis bilden und damit wird nach dem Zenit gezeigt.
15. Tag: Das Zeichen der Sonne bewegt man über sich im Bogen, um die Bahn der Sonne anzudeuten.
16. Sonnen-Aufgang: Mit dem Zeichen der Sonne wird nach Osten gezeigt und mit einem kleinen Ruck nach oben das Erheben über dem Horizont angedeutet. Das gleiche umgekehrt nach Westen bezeichnet den Sonnenuntergang.
17. Mittag: Das Zeichen der Sonne wird in einem kleinen Bogen von Osten kommend senkrecht über sich gehalten.
18. Mond: Mit Daumen und Zeigefinger der Rechten wird ein Halbmond gebildet und damit gegen den Himmel gezeigt.
19. Prärie: Die beiden Hände werden flach nebeneinander aufwärts gehalten, dann horizontal voneinander entfernt, die Fläche bezeichnend.
20. Axt: Man schlägt mehrmals mit der Schärfe der ausgestreckten rechten Hand auf die innere Fläche der ausgestreckten Linken.
21. Tomahawk: Indem man die Arme kreuzt wird die ausgestreckte rechte Hand nach abwärts gedreht, weil der Tomahawk im linken Arm getragen wird.
22. Gehen: Man bringt beide Hände vor sich vor-



Mond (s. Nr. 18).



Esel.

- einander, die Finger nach oben und bewegt die rechte Hand in gerader Richtung vorwärts und lässt die linke ruckweise folgen, schnell oder langsam, je nachdem man das rasche oder langsame Gehen darstellen will.
23. **Pferd und Reiten:** Der ausgespreizte Zeige- und Mittelfinger der Rechten wird über den ausgestreckten linken Zeigefinger rittlings gesetzt, dann wird das Zeichen vom Gehen gemacht.
24. **Esel:** Man streckt beide Hände über die Ohren aufwärts und bewegt sie vor- und rückwärts.
25. **Rauch:** Während die Nase gerümpft wird, reibt man die Finger der beiden Hände flach gegeneinander, indem die Hände zugleich in die Höhe gehen.
26. **Gut, gesund:** Die rechte Hand wird von der Brust aufwärts geschwenkt.
27. **Krank:** Die rechte Hand wird mehrmals von dem Unterleibe nach abwärts geschwenkt.
28. **Schlafen:** Der Kopf wird seitwärts auf die Rechte gelegt und die Augen geschlossen.
29. **Sehen:** Mit dem rechten Zeigefinger wird von den Augen abwärts gedeutet.
30. **Schiessen:** Man berührt mit den Fingerspitzen den Daumen und schnellt sie ein oder mehrere Male vorwärts.
31. **Nachdenken:** Man verschränkt die Arme, bringt den einen Zeigefinger hart an den Nasenflügel derselben Seite und senkt den Kopf dabei.
32. **Erstaunen:** Man bringt eine Hand dicht vor den



Nachdenken.



Erstaunen.

- Mund, denselben verschliessend.
33. **Schneiden:** Mit der Schärfe der ausgestreckten rechten Hand wird mehrmals über die Fläche der linken Hand hin- und hergefahren.
34. **Ja:** Man nickt mit dem Kopfe.
35. **Nein:** Man schüttelt den Kopf.
36. **Verstehe nicht:** Die rechte Hand wird vor dem Ohre mehrmals auswärts geschwenkt.
37. **Ich will nicht:** Man zeigt den Rücken der rechten Hand.

SONDERBARKEITEN DER TIERE.

Schildkröten haben keine Zähne.

Alle wiederkäuenden Tiere haben gespaltene Hufe.

Beide Schnabelteile des Papageien sind beweglich, die meisten andern Vögel können nur einen bewegen.

Pferde haben keine Augenbrauen.

Der Frosch kann nur mit geschlossenem Maul atmen; er müsste ersticken, wenn er gezwungen würde, es zu öffnen.

Schweine sind schlechte Schwimmer, da ihre Vorderbeine verhältnismässig weit hinten sind.

Hasen haben keine Augenlider, ihre Augen sind deshalb nie geschlossen.

Fische müssen ihre Nahrung hastig verschlucken, weil sie, um zu atmen, gezwungen sind, die Kiefer auf und ab zu bewegen.

Der Höcker auf dem Rücken des Dromedars ist eine Fettablagerung, welche einen Nahrungsvorrat für Tage des Mangels bildet, denen das Tier oft ausgesetzt ist.